

Architekturgeschichte

Dreimal „Platte“. Einblicke in Techniken und Strukturen des Bauens in der DDR

Philipp Meuser (Hg.)

**Vom seriellen Plattenbau zur komplexen
Großsiedlung. Industrieller Wohnungsbau in der
DDR 1953–1990. Teil 1: Historischer Kontext,
Serientypen und bezirkliche Anpassungen.
Teil 2: Neue Städte, Großsiedlungen und
Ersatzneubauten.**

Berlin, DOM publishers 2022. 2 Bde., 368 u. 368
S., 950 Abb. ISBN 978-3-86922-859-4. € 78,00

Arnold Bartetzky, Nicolas Karpf und Greta
Paulsen (Hg.)

**Architektur und Städtebau in der DDR. Stimmen
und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten.** Unter
Mitarbeit von Anna Reindl.

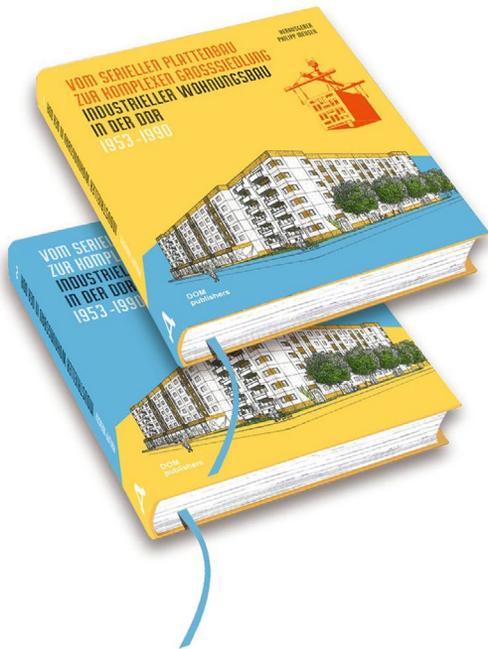
Berlin, DOM publishers 2022. 271 S., zahlr. Abb.
ISBN 978-3-86922-784-9. € 28,00

Christian Klusemann, M.A.

Untere Denkmalbehörde der Stadt Hamm
christian.klusemann@stadt.hamm.de

Dreimal „Platte“ – Einblicke in Techniken und Strukturen des Bauens in der DDR

Christian Klusemann



Architektur und Städtebau in der DDR Stimmen und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Herausgegeben von Arnold Bartetzky,
Nicolas Karpf und Greta Paulsen

Grundlagen

DDM
publishers

In einem Sonntagskrimi erhebt sich vor düsterem Himmel die Silhouette eines Wohnhochhauses. Der Abstieg ins Rostocker Prekariat führt aufwärts – per Aufzug in einen anonymen Plattenbau. Wer sich ein wenig mit der Materie befasst hat, muss zumindest schmunzeln. Was Zuschauer ohne tiefere Kenntnisse hingegen wohl nicht weiter beachten, ist, dass das gezeigte Hochhaus irgendwo in Westdeutschland gefilmt wurde und es sich nicht zwingend um einen Plattenbau handeln muss. Gewiss gab es die „Platte“ auch im Westen, wenngleich in geringerer Anzahl. Doch ist nicht jedes Wohnhochhaus ein Plattenbau und umgekehrt. Typologie und Konstruktionsweise – die korrekte Bezeichnung für die Plattenbauweise ist Tafelbauweise – sind keineswegs stets deckungsgleich. Besonders ironisch ist, dass ein abgehalftes West-Hochhaus erhalten musste, um ein Bild der Tristesse im (Nord-)Osten abzubilden, stechen doch gerade die Rostocker „Platten“ aus dem vermeintlichen Grau heraus und eignen sich damit nicht als ästhetisch abschreckende Beispiele. Und dass die Plattenbaugebiete zu DDR-Zeiten anders als die Großwohnsiedlungen des Westens zudem nicht als prekäre Wohnorte angesehen wurden, ist dann nochmal ein anderes Thema. Die Filmszene steht indessen exemplarisch für das Negativimage, welches der „Platte“ bis in die Gegenwart anhaftet. Das Phänomen „für ein besseres Verständnis der ostdeutschen Plattenbaugeschichte“ umfänglich architekturwissenschaftlich zu ergründen und zu versachlichen, ist der Anspruch des Doppelbandes *Vom seriellen Plattenbau zur komplexen Großsiedlung. Industrieller Wohnungsbau in der DDR 1953–1990*.

Die Anfänge

Im ersten Band *Historischer Kontext, Serientypen und bezirkliche Anpassungen* erläutert der Architekt, Herausgeber, Hauptautor und Verlagsinhaber Philipp Meuser, der schon etliche Bücher zum Thema veröffentlicht hat (u. a. *Die Ästhetik der Platte. Wohnungsbau in der Sowjetunion zwischen Stalin und Glasnost*, Berlin 2015; *Zwischen Stalin und Glasnost. Sowjetische Architektur 1960–1990*, Berlin 2009), in zwei einleitenden Aufsätzen die Baupolitik innerhalb des sowjetischen Einflussbereiches der Nachkriegszeit. Sodann führt er den Leser zurück zu den Anfängen des industriellen Bauens. Dessen Ursprünge sieht der Autor u. a. im 19. Jahrhundert, als mit „standardisierten Bauteilen“ ganze Blöcke von Mietshäusern (mit historisierenden Fassaden) errichtet wurden. Mit dem Aufkommen der ‚Moderne‘ in den 1920er Jahren und neuen Wohnungsbauten auf der „grünen Wiese“, gepaart mit der Idee der Funktionstrennung von Verkehr, Arbeiten, Wohnen und Freizeit (Charta von Athen), identifiziert Meuser weitere Impulse. Zudem richtet er den Blick auf die Anfänge in den USA.

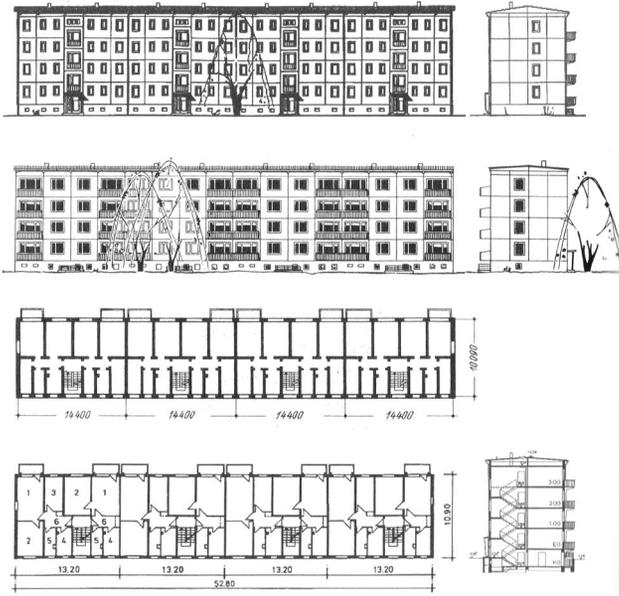
Nach dem Zweiten Weltkrieg, einer Zeit massiven Bevölkerungswachstums bei gleichzeitigem Wohnraumbedarf in Ost und West, war Frankreich führend. Zu den Schlüsselfiguren auf dem Weg zur Tafelbauweise zählt Meuser den Architekten Raymond Camus, der ein in sich geschlossenes Bausystem mit vorgefertigten Platten aus Beton zur Serienreife brachte. Das Camus-System wurde über den Verkauf von Lizenzen auch in der UdSSR angewandt und sorgte dort für einen Impuls in der Entwicklung des industriellen Bauens. In einer Facebook-Gruppe [zum Thema Ostmoderne](#), in der sich Enthusiasten austauschen, wird dem Autor vorgeworfen, er nehme an, dass dieses System über den Umweg Sowjetunion direkt in die DDR importiert worden sei. Doch schreibt Meuser explizit, dass „parallel dazu [...] Architekten und Ingenieure in den anderen sozialistischen Staaten [selbst] mit industriell vorgefertigten Bausystemen [experimentierten], auch in der DDR“ (99).

Gewiss ist der ostdeutsche Plattenbau nicht ohne den unmittelbaren Einfluss der Sowjetunion zu denken,



| Abb. 1 | Versuchsbau der Deutschen Bauakademie in Berlin-Johannistal, Architekten: Karl-Heinz Schultz und Richard Paulick (Fassade), 1953–1954. Meuser 2022, Teil 1, S. 170

in der es überdies frühere Ansätze zur Industrialisierung gegeben hatte. So war schon unter Stalin beim Bau der schmuckvollen Wohnpaläste und Hochhäuser eine Typisierung von seriell hergestellten Bauteilen angestrebt worden. Und auch in der DDR galt die Devise „besser, schneller, billiger“ bereits in der Phase der „Nationalen Tradition“. Nur war man damals noch bestrebt, ein historisierendes Äußeres auf Typenbauten aus Fertigteilen zu übertragen. Das bezeugt der Versuchsbau in Berlin-Johannistal, **| Abb. 1 |** dem im Buch ein kurzer Abschnitt gewidmet ist. Nach Stalins Tod monierte dessen Nachfolger Nikita Chruschtschow dann 1954 den Fassadenkult sowie die hohen Kosten der mehrheitlich noch in monolithischer Bauweise errichteten Prunkbauten und forcierte die Serienfertigung, vor allem von Wohngebäuden, die dann ab den späten 1950er Jahren massenhaft als *Chruschtschowka* in der Sowjetunion errichtet wurden. Die ersten schlichten Typenbauten entstanden noch als Mauerwerksbau oder in Blockbauweise. Die Platten-



| Abb. 2 | Ansichten und Grundrisse verschiedener Varianten der Wohnungsbauserie P1. Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung. Meuser 2022, Teil 1, S. 224

bauweise entwickelte sich dann unter den vorgenannten Erfahrungen mit den früheren Bauten. Es war in dieser Zeit der Architekt Witali Lagutenko, den Meuser als einen der sowjetischen Urväter in Erinnerung ruft.

Plattenbau-Typen – eine Übersicht

In der DDR der zweiten Hälfte der 1950er Jahre liefen „Nationale Tradition“, Typisierung und die Vereinfachung der Fassaden parallel oder, je nach Bauaufgabe, auch asynchron. Doch erfolgte ein „rascher Übergang zur Montagebauweise“ (80). Der zentrale Schritt war die 1. Baukonferenz vom 3. bis 6. April 1955, die „die Industrialisierung [...] als zentrale Forderung für die Weiterentwicklung des Bauwesens der DDR“ zum Inhalt hatte (131). Meuser nennt Pioniere des durch das Ministerium für Aufbau forcierten Programms – so den Schweizer Architekten Hans Schmidt (1956 Institut für Typung, 1958 Institut für Theorie und Geschichte der Baukunst der Deutschen Bauakademie) oder Gerhard Kosel, der lange in der Sowjetunion gewirkt hatte und 1958 als Nachfolger Kurt Liebknechts Prä-

sident der Bauakademie wurde. Unter Richard Paulick als Chefarchitekt entstanden in Hoyerswerda ab 1957 die ersten „Plattenbauten“ der Typenserie P1, **| Abb. 2 |** „die als komplettes Bausystem in der Fabrik hergestellt werden konnte[n]“. (81) Ebenso wird Wilfried Stallknecht (zu dem 2014 das lesenswerte Buch von Harald Engler *Wilfried Stallknecht und das industrielle Bauen. Ein Architektenleben in der DDR* im Berliner Lukas Verlag erschien) als „Entwerfer der wichtigsten Typenserien“ vorgestellt (82).

Bei der weiteren Entwicklung richtete sich die Aufmerksamkeit erneut auf Frankreich, insbesondere auf das System Coignet. Da man sich in der DDR auch anderweitig orientiert habe, sei auch diese Aussage ungenau, liest man in der erwähnten Facebook-Gruppe. Doch auch hier findet Meuser Beispiele: Da man zunächst die Platten in Leichtbeton ausführte, kam es schnell zu Schäden. Um 1970 wurde dies seitens des bereits emeritierten Professors für Baukonstruktionen und Entwerfen an der TH Dresden, Heinrich Rettig, beklagt. Dieser war vor Ort in Frankreich gewesen und forderte den zukünftigen Einsatz von Schwerbeton.

Weiterhin lässt Meuser seine Leser wissen, dass es weitaus mehr Typen gab als gemeinhin angenommen. Dies resultierte auch daraus, dass die Wohnungsbaukombinate die zentral entwickelten Serien modifizierten und die Bezirke eigene Plattenwerke besaßen. Da es bisweilen nicht leichtfällt, den Überblick zu behalten, schafft Meuser mit einer in dieser Form bislang nicht vorliegenden Übersicht Abhilfe, angereichert mit zeitgenössischem Bildmaterial. Er macht zugleich klar, dass bei der Umsetzung eines nie dagewesenen Vorhabens – mit dem Ziel, schnell und massenhaft Wohnungen für eine wachsende ‚sozialistische‘ Gesellschaft zu schaffen – die Frage nach anspruchsvoller architektonischer Gestaltung häufig unbeantwortet blieb. Diese Problematik wurde bereits in den 1960er Jahren erkannt und verschärfte sich nochmals nach dem Machtantritt Erich Honeckers durch das 1973 initiierte Wohnungsbauprogramm (Ziel: „Lösung der Wohnungsfrage bis 1990“), dem zweiten Meilenstein der Industrialisierung im DDR-Bauwesen.

| Abb. 3 | Baustelle mit einem fünfgeschossigen Gebäude der Wohnungsbauserie WBS 70/5 in Berlin-Marzahn (1979). Meuser 2022, Teil 1, S. 259



Meuser geht chronologisch vor und nennt im Zeitraum zwischen den 1950er und den 1980er Jahren „vier Generationen“ von Serien, u. a. von der Typenreihe L4 (noch in Block- und Streifenbauweise) über den Plattenbau Typ 1 bis hin zur legendären WBS 70 (Wohnungsbauserie 70) | **Abb. 3 |** – die vielen weiteren Typen sollen hier nicht gesondert aufgeführt werden. Die 1973 erstmals montierte WBS 70 kennzeichnete vor allem die späten Jahre der DDR. Mit dem zugrundeliegenden Baukastenprinzip wurden die bisherigen in sich geschlossenen Systeme durchbrochen, mit denen jeweils nur ein Typ mit einer bestimmten Anzahl und Form vorgefertigter Bauteile gebaut worden war. Nun konnte die (auch städtebauliche) Gestalt der Häuser zumindest bis zu einem gewissen Grad variiert werden.

Und trotz der zunehmenden Anzahl an Typen stand – mal zu Recht, mal zu Unrecht – der Vorwurf der Monotonie im Raum. Dieser führte dazu, dass sich auf dem Gebiet der baubezogenen Kunst gestalterische Vielfalt entwickelte. Dass man ideologische Botschaften nicht mehr über die Bauten selbst (wie es noch in den 1950er Jahren der Anspruch gewesen war), sondern mittels baubezogener Kunst vermitteln wollte,

die wiederum keinesfalls immer politisch konnotiert war, erfährt man in einem Exkurs des 2021 verstorbenen Experten für DDR-Architektur und Professors für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Thomas Topfstedt.

Städtebau im Sozialismus

Während Band 1 „die Serientypen unter architektonischen und konstruktiven Aspekten“ (20) teils mit umgeschriebenen und kommentierten Texten von beteiligten Akteuren aus DDR-Zeiten betrachtet, spürt Band 2 mit dem Untertitel *Neue Städte, Großsiedlungen und Ersatzneubauten* dem sogenannten „komplexen Wohnungsbau“ nach. Dieser umfasste ein „Wohngebiet als Gesamtheit der Wohn- und Gesellschaftsbauten, der öffentlichen Räume, der Stadttechnik und der Verkehrsanlagen“. „Komplex“ bedeutet, „dass bei der Planung mehrere Planträger zusammengefasst wurden“ (20). Meuser umreißt in einer Zeitspanne von ca. 20 Jahren sowjetische Städtebau-Leitbilder wie „Sozgorod“ („sozialistische Stadt“) und „Mikrorajon“ (kleinere in sich geschlossene, vorstädtische Wohngebiete mit Gebäuden in industrieller Bauweise) und macht sodann jene bautechnische Herausforderung deutlich,



| Abb. 4 | Rathaus Marzahn, Ausführung 1985–1988, Architekten: Wolf R. Eisentraut mit Karin Bock u. a. Meuser 2022, Teil 2, S. 133

die das industrialisierte Bauen von Wladiwostok bis St. Petersburg und später in ganz Osteuropa begleitete: die Radien der Montagekräne. Als Besonderheit der DDR, auch in den frühen Jahren, stellt er heraus, dass dort nicht allein das Bauen auf der „grünen Wiese“ im Fokus stand, sondern auch der innerstädtische Neuzw. Wiederaufbau.

Das erste von drei Kapiteln widmet sich zunächst dem Bau gänzlich neuer Städte. Dies waren „Stalinstadt“, die ab 1951 erbaute „erste sozialistische Stadt“ (seit 1961 Eisenhüttenstadt), deren Wohnungen erst in späteren Bauabschnitten industriell hergestellt wurden. Die „zweite sozialistische Stadt“ Hoyerswerda wuchs indes erstmals unter Einsatz von Plattenbauten ab 1957 – in und neben der gleichnamigen Kleinstadt – aus dem Oberlausitzer Boden.

Das zweite Kapitel behandelt exemplarisch „komplexe Wohnsiedlungen“, die in der Ära Honecker „auf der grünen Wiese“ entstanden. Die Texte stammen gleichermaßen von Zeitzeugen wie von Forschern. Der Architekt Wolf-Rüdiger Eisentraut (damals Architekt beim Projektierungsbetrieb des Bau- und Montagekombinats Ingenieur-Hochbau Berlin, BMK IHB) schildert die Herausforderungen, innerhalb von nur 20 Jahren Wohnungen und Folgeeinrichtungen für über 150.000 Einwohner*innen in Berlin-Marzahn zu schaffen, dies primär mit den Typen QP und WBS 70. Dabei war es möglich, Hofsituationen durch abknickende Gebäude-

teile herzustellen, ferner die oft sehr langen Scheiben aufzulockern sowie im stark durchgrünten Gebiet an einigen Stellen Punkthochhäuser zu errichten. Stolz ist Eisentraut primär auf die Möglichkeiten, in den drei räumlich getrennten Zentren des Viertels individuelle Lösungen schaffen zu können. Hervorzuheben ist hier sein eigenwilliges Rathaus Marzahn. **| Abb. 4 |** Ausgewogen stellt er die Stärken und Schwächen Marzahns heraus und moniert überdies die „Kakophonie“ der nach der Wende verschlimmbesserten Fassaden – ein Thema, welches man auf viele andere Bautypen in ganz Deutschland übertragen kann.

Die schmucke Fassade

Björn Rosen führt den Leser nach Rostock. Anschaulich wird dargelegt, was die dortigen Platten so besonders macht. Gerade hier, so erfährt man, sei eine „Varianz im Zentralismus“ (nach Roman Hillmann) festzustellen. So zeichnete sich der VEB Wohnungsbaukombinat Rostock dadurch aus, die „zentral entwickelten Typen“ in besonderem Maße zu modifizieren (141). In neuen Siedlungen wie Lütten Klein (1965–1971) **| Abb. 5 |** oder Lichtenhagen (1971–1976) wurden die Außenwände mit Klinkerelementen in Anlehnung an die regionale und lokale Backsteintradition geschmückt. In Schmarl (1976–1984) setzte man auf abgerundete Formen oder entwickelte „Wohnschlangen“ auf Grundlage von Windkanal-Tests – dezidiert



Abb. 5 | Neubauten in Rostock Lütten-Klein mit schmückenden Klinkerelementen an den Außenwänden, um 1971. Meuser 2022, Teil 2, S. 149

unter Berücksichtigung des Klimas an der Ostsee. Bemerkenswert sind auch manche Stirnfassaden in Evershagen oder Lichtenhagen mit Motiven aus Luftfahrt oder Pflanzenwelt (das sogenannte Sonnenblumenhaus weckt indes noch heute schmerzhaft Erinnerungen an die rassistischen Ausschreitungen von 1992).

Von Christoph Liepach lernt man über das ab 1972 vom VEB Wohnungsbaukombinat Gera realisierte Neubaugebiet Gera-Lusan, dass an den Bauten (vor allem WBS 70) zur Abschwächung der „Monotonie“ individuelle „Plastiken und Wandgestaltungen“ zum Einsatz kamen. Kunst am Bau und Plastiken seien kaum von politischen Botschaften durchdrungen gewesen, vielmehr sei die „Kinderfreundlichkeit“ betont worden. In Dresden-Gorbitz, dem ab 1981 errichteten größten Neubaugebiet der Stadt, bestehen die meisten Gebäude aus (abknickenden) langen Zeilen, wobei es sich überwiegend um Variationen der WBS 70 handelt. Das Viertel wurde zudem mit der zentralen „Höhenpromenade“

städtebaulich aufgelockert, wie Mathias Körner schildert, der 2015 ein gleichnamiges Buch *Gorbitzer Höhenpromenade. Dresdens vergessener Schatz* veröffentlichte. Die Punkthochhäuser des Typs WHH 17 – die diese mit Plastiken und Brunnen garnierte Achse säumen – zeigen in den mit Meißener Keramik verkleideten Fassaden außerdem Bezüge zur Region. An verschiedenen Gebäuden des Viertels kamen nicht zuletzt „naturverbundene“ Farbtöne zum Tragen. Auch dieses Beispiel zeigt, dass die Platte keineswegs nur „grau“ war.

Die Platte passt sich an

Im dritten Teil des zweiten Bandes dreht sich alles um innerstädtische „Ersatzneubauten“ und damit um ein Thema, das bis heute u. a. im Kontext von Rekonstruktionen verlorener Bauten (polemisch) debattiert wird. So ist es erfreulich, dass der Band Fallbeispiele aus sieben größeren und kleineren Städten der DDR benennt und differenzierend einordnet. Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 änderte den Blick auf die Altstädte im Land und sorgte für einen zunehmend kritischen Blick auf moderne Architektur und einen verkehrsoptimierten Städtebau. In einer Reihe westdeutscher Bundesländer folgten Denkmalschutzgesetze. 1975 erließ auch die DDR (deren Geschichtsbild als Nation sich zudem wandelte) ein Denkmalpflegegesetz. Für Sanierung und Erhalt der ostdeutschen Städte fehlten allerdings allzu oft Handwerker und finanzielle Mittel, ebenso mangelte es nach wie vor an Wohnungen. In diesem Kontext wurden innerstädtische Plattenbauten entwickelt, die sich idealerweise historischen Stadtgrundrissen und dem überkommenen Bestand anpassen sollten.

Im Ost-Berlin der 1980er Jahre entstanden jenseits des Wiederaufbaus des Gendarmenmarktes (bzw. der Neugestaltung seines Umfeldes) oder abseits des Nikolaiviertels interessante Sonderlösungen – seien es Eckbebauungen in gründerzeitlichen Strukturen, wie beispielsweise an der Neuen Schönhauser Straße/Ecke Weinmeisterstraße, **Abb. 6** | oder neue Quartiere, wie im Bereich Voß- und Mohrenstraße. Jedoch wurde das sogenannte „Berlin Programm“ zu Lasten

der Ressourcen in den anderen Bezirken durchgeführt, wie Oliver Werner herausarbeitet. Ungeachtet dessen – vielleicht auch gerade, weil Mittel für die Instandsetzung von Altbauten fehlten (ein weiteres, wenn auch nur partiell angegangenes Unterfangen der 1980er Jahre) – wurden andernorts ähnliche Projekte realisiert. In der Leipziger Westvorstadt etwa knüpfte man ab 1982 im so genannten Kolonnadenviertel an „historische städtebauliche Situation[en]“ an. Hier konnte die WBS 70 mit Anschlusswinkeln, Erkern oder Mansardendächern derart weiterentwickelt werden, dass Übergänge zu älteren Bauten mit differenzierten Höhen und Baufluchten möglich wurden. Juliane Richter sieht hier aber keine „grundsätzliche Wende“ in der DDR-Baupolitik (273). Dazu habe es nach wie vor zu viele Flächenabrisse gegeben, u. a. in Greifswald und Bernau.

In weiteren Texten verschiedener Autor*innen ist von der „komplexen Rekonstruktion“ in Dresden, z. B. in der Inneren Neustadt, und der nördlichen Rostocker Altstadt (wieder mit Klinkerelementen) zu lesen. Ebenfalls in Rostock finden sich überdies bemerkenswerte Bauten in der Altstadt wie das Fünf-Giebel-Haus oder die Eckbebauung Breite Straße/Kröpeliner Straße mit ihrem abstrahierten Staffelgiebel. Meuser selbst steuert Kurztexte über Maßnahmen in den Altstädten von Bernau, Halle und Dessau bei. In Bernau zeigte sich schonungslos die variable Auslegung des Begriffs „Rekonstruktion“, der zwar Sanierung des Bestandes oder die Wiederherstellung eines verlorenen Bauwerks, aber eben auch – wie in diesem Fall – Abriss und Neubau bedeuten konnte. So wurde nahezu die gesamte Altbausubstanz zugunsten von mehr oder weniger ‚angepassten‘ Platten niedergelegt. Immerhin wurde hier eine eigene Typenreihe entwickelt, die einigermaßen mit den stehengelassenen Resten harmonierte. Die Gebäude im Bereich „Brunos Warte“ in der südlichen Altstadt von Halle/Saale mit „Ecksegmenten“ hält Meuser auch in ihrer Maßstäblichkeit für gelungen (329). Und auch dem Projekt „Wohngebiet Am Rathaus“ (1986–1989) in Dessau kann er aufgrund individueller Modifizierungen wie z.B. „Haube[n] für die obere Loggia“ Positives abgewinnen (337).



| Abb. 6 | Neue Schönhauser Straße/Ecke Weinmeisterstraße (2020). Meuser 2022, Teil 2, S. 235

Auch dank der wunderbaren Fotos von Maurizio Camagna, die dieser 2018–2020 in vielen Neubauvierteln angefertigt hat, lösen die gut lesbaren Bände das Ziel des „besseren Verständnisses“ der „Platte“ ein. Es wird kein verklärendes Loblied gesungen, sondern eine ausgewogene Darstellung des Phänomens vorgetragen. Konstruktive, gestalterische und städtebauliche Aspekte werden gleichermaßen offengelegt.

Neue methodische Herangehensweise

Die Möglichkeiten sowie Unmöglichkeiten des industriellen Bauens sind darüber hinaus dank des ebenfalls sehr gelungenen Interviewbandes *Architektur und Städtebau in der DDR. Stimmen und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten* zum Lebensweg und Wirken von Architekt*innen aus erster Hand zu studieren. Im Zuge eines durch die Landesgruppe Mitteldeutschland der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL) 2015 initiierten Projektes, das in einem kunsthistorischen Seminar der Universität

Leipzig im WS 2017/18 weitergeführt wurde, stellten sich mit Bruno Flierl (†), Wolfgang Kil, Dietmar Fischer, Johannes Schulze, Marta Doehler-Behzadi, Heike Scheller, Frieder Hofmann, Wolfgang Hocquél, Winfried Sziegoleit (†), Angela Wandelt, Michael Bräuer und Wulf Brandstädter wichtige Akteure des Bauens in der DDR den Fragen engagierter Student*innen. Den Studierenden wurde für die Interviews, an denen auch der Mitherausgeber Arnold Bartetzky teilnahm, ein seitens der DASL konzipierter Leitfaden überlassen.

Den Interviews sind zwei einleitende und erläuternde Texte vorangestellt. Bartetzky schildert zunächst die Notwendigkeit ergänzender Methoden. So seien die Kontexte der Architekturproduktion in der DDR zwar inzwischen gut erforscht. Aufgrund der „für Diktaturen typische[n] Diskrepanz zwischen Wortlaut und intendierter Botschaft schriftlich festgehaltener Verlautbarungen“, die „oftmals nur zwischen den Zeilen und durch den Entstehungszusammenhang eines Textes verständlich“ würden, sei für „das Verständnis der Architektur und Stadtbaugeschichte der DDR“ auch „die mündliche Überlieferung durch die Erlebnissgeneration unverzichtbar“, solange dies aufgrund des hohen Alters vieler Protagonisten noch möglich sei. (Bartetzky, *Architektur und Städtebau in der DDR*, 7) Der Tod von Winfried Sziegoleit noch vor der Veröffentlichung des Bandes und nunmehr der Tod von Bruno Flierl (2023) haben das bestätigt. Den einheitlich aufgebauten Befragungen sind jeweils eine Biographie sowie ein Hinweis auf Veröffentlichungen der/des Interviewten sowie – darauf wurde Wert gelegt – ein zu DDR-Zeiten angefertigtes Foto vorgeschaltet. Die Themenschwerpunkte liegen auf der Ausbildung, dem Alltag des Architektenberufes, den „institutionellen Strukturen und politischen Rahmenbedingungen“ sowie den „informellen Praktiken von Planen und Bauen“. Die Interviews gehen ferner auf „bauorganisatorische und bautechnologische Fragen, architektonische und städtebauliche Leitbilder“ sowie auf den „Informationsaustausch innerhalb der DDR und die Rezeption internationaler Entwicklungen“ ein (ebd.).

Mit dem Architekten und Kritiker Bruno Flierl – dem bis zu seinem Tod dienstältesten Kenner des Planens

und Bauens in der DDR – wird der einzige Protagonist befragt, der noch aktiv die Phase der „Nationalen Tradition“ erlebt hat. Er erinnert sich u. a. an einen vom Stalinismus überzeugten Walter Ulbricht, der sich mit dem Schwenk zur Moderne und zum industriellen Bauen schwertat. Der Zeitraum des Wirkens aller weiteren Befragten liegt zwischen den 1960er und den 1980er Jahren. So berichtet der bekannte Architekturkritiker Wolfgang Kil aus seiner Zeit als Architekt beim Wohnungsbaukombinat Berlin (1972 bis 1978) und beklagt, dass aufgrund des hohen Vorfertigungsgrades der Platten fast nur „Anpassungen“ an den Standort möglich waren. Er vermisst jedwede „Kreativität“ des Architekten (47). Selbst in Rostock habe es jenseits ambitionierter Projekte auch eine „krude Wahrheit“ gegeben, etwa in Groß Klein (53).

Die Altstadtplatte – Das Beispiel Leipzig

Doch auch die sogenannte „Altstadtplatte“ war mit etlichen Herausforderungen verbunden. Schließlich handelte es sich um ein völlig neues Unterfangen unter ökonomisch und technisch eingeschränkten Bedingungen. Der Schwerpunkt dieses (im Interviewband breit behandelten) Themas liegt auf Leipzig, wobei das Gespräch mit Winfried Sziegoleit zum *Neuen Gewandhaus*, das er u. a. zusammen mit Rudolf Skoda entworfen hat, einen Exkurs darstellt. Insbesondere wird das auch von Meuser vorgestellte Kolonnadenviertel behandelt. Laut Architekt Frieder Hoffmann vom VEB Baukombinat Leipzig war ein solches Projekt aufgrund der restriktiven örtlichen „Parteipolitik“ schwieriger umzusetzen als etwa Vergleichbares in Rostock (162). Doch bemühte sich Stadtarchitekt Dietmar Fischer, in gründerzeitlichen Strukturen Lücken zu füllen. Zugleich wurde er als „Abriss-Fischer“ verunglimpft (74), da so manche Lücke erst geschaffen wurde. Fischer wird indes von Bartetzky als Akteur eingeschätzt, der immerhin „versucht hat, Leipzig stadtvträglich zu entwickeln“ (85). Der Denkmalfleger Wolfgang Hocquél bewertet das Kolonnadenviertel halbwegs positiv, auch wenn dort die Platten „hineingezwängt“ worden seien. Andere Projekte wie

die Wohnhäuser in der Nürnberger Straße seien indes bloß „hilflose [...] postmoderne Versuche“ (177). Man hätte mit der Platte Ambitioniertes bauen können; dass dies nicht geschehen sei, liege nicht an der Bauweise als solcher, sondern an den Umständen der Zeit. Jenseits dieser Maßnahmen nahm der Verfall zu, Leipzig habe Ende der 1980er Jahre einer „Ruinenlandschaft“ geglichen (187). Heike Scheller, für kurze Zeit Mitarbeiterin im Büro des Chefarchitekten, beurteilt die Situation dagegen hoffnungsvoller. Die schon damals sehr kritische Architektin Angela Wandelt, die in den 1980er Jahren im VE Kombinat für Baureparaturen und Rekonstruktion Leipzig tätig war, möchte hingegen nichts an dem Versuch beschönigen, die alte Stadt industriell-individuell neuzugestalten. Am Ende seien die Platten „mit ihren Strukturen und Technologien“ für die Innenstädte nicht geeignet gewesen. Man hätte auf „kleinere Einheiten gehen müssen“, was wohl ein kleinteiliges Bauen mit flexiblen Fertigungstechniken meint. Doch, so das ernüchternde Fazit: „Die Plattenbaukombinate existierten, haben produziert und was produziert war, musste verbaut werden“ (221f.). Die „Volksbaukonferenz“ im Januar 1990, bei der in Leipzig erstmals offen über Versäumnisse der staatlichen Baupolitik gesprochen werden konnte, empfand Wandelt daher als Erlösung (218).

Der Verfall der Altstädte

Über die Erfahrungen mit der „Altstadtplatte“ in Halle – vor allem im Bereich „Brunos Warte“ – berichtet der ehemalige Stadtarchitekt Wulf Brandstätter. Er blickt mit „Stolz“ auf das unter „erschweren Bedingungen“ Erreichte (249). Die Vorgänge in Rostock, inklusive des dortigen ausgeprägten Beharrens auf dem Denkmalschutz, stellt der vormals stellvertretende Stadtarchitekt Michael Breuer heraus. Von exemplarischen Altbausanierungen wie etwa in der Leipziger Ostheimstraße erzählen Johannes Schulze (1982 bis 1990 Abteilungsleiter Stadtzentrum – Stadtbildpflege im Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig) und dessen Mitarbeiterin Marta Doehler-Behzadi.

Ergänzend zu diesem Themenkomplex sei auch auf die Wanderausstellung „Stadtwende“⁷ und deren Be-

gleitpublikationen hingewiesen. Diese ging – so steht es auf der Homepage – der Frage nach, „wie es zu dem gravierenden Stadtverfall in Altbauquartieren der DDR und damit einhergehend zum Verlust wertvoller Kulturdenkmäler kommen konnte“. Mit Beispielen etwa aus Potsdam wird jener auch in den Interviews offengelegte Teufelskreis von Verfall, Abriss, Sanierung und Neubau aufgezeigt, der auch die Bürgerproteste von 1989/90 befeuerte.

Viele der Interviewten bemängeln die Kluft zwischen den oft ambitionierten Planungen, die sie mehrheitlich auch rückwirkend mittragen würden, und deren mangels ökonomischer Mittel nicht vollständiger Umsetzung (dies ist übrigens ein Umstand, der letztlich alle Phasen von Städtebau und Architektur in der DDR kennzeichnet). Erhellend sind die Aussagen zu den regionalen Unterschieden, zu den politischen Abhängigkeiten und gleichzeitigen Schlupflöchern, die in einem zentralistischen System zuweilen doch zu eigenwilligen und für gelungen erachteten Lösungen führten. Dazu gehört auch die wiederholte Aussage, dass Entscheidungsprozesse häufig einen informellen Charakter hatten.

Bei nahezu allen Befragten herrscht Konsens über das, was der Leser bereits auf S. 61 von Wolfgang Kil erfährt. Nämlich, dass die „historische Stadt“ nicht 1918 endet, sondern eigentlich erst „gestern“. Und das bedeutet selbstredend, dass die Zeitschicht „DDR“ – bzw. die moderne Architektur (in) der DDR – jenseits von Verdammung und Verklärung auch weiterhin erforschens- und bewahrenswert ist.